

# Begegnungen zwischen Leben und Tod

**GÜLTIGES WERK** «**Noch mal leben vor dem Tod**» ist, neben der aktuellen Ausstellung in der Zürcher Limmat Hall, ein Buch von bleibendem Wert. Beate Lakotta und Walter Schels haben darin ihre Erfahrungen mit sterbenden Menschen festgehalten.

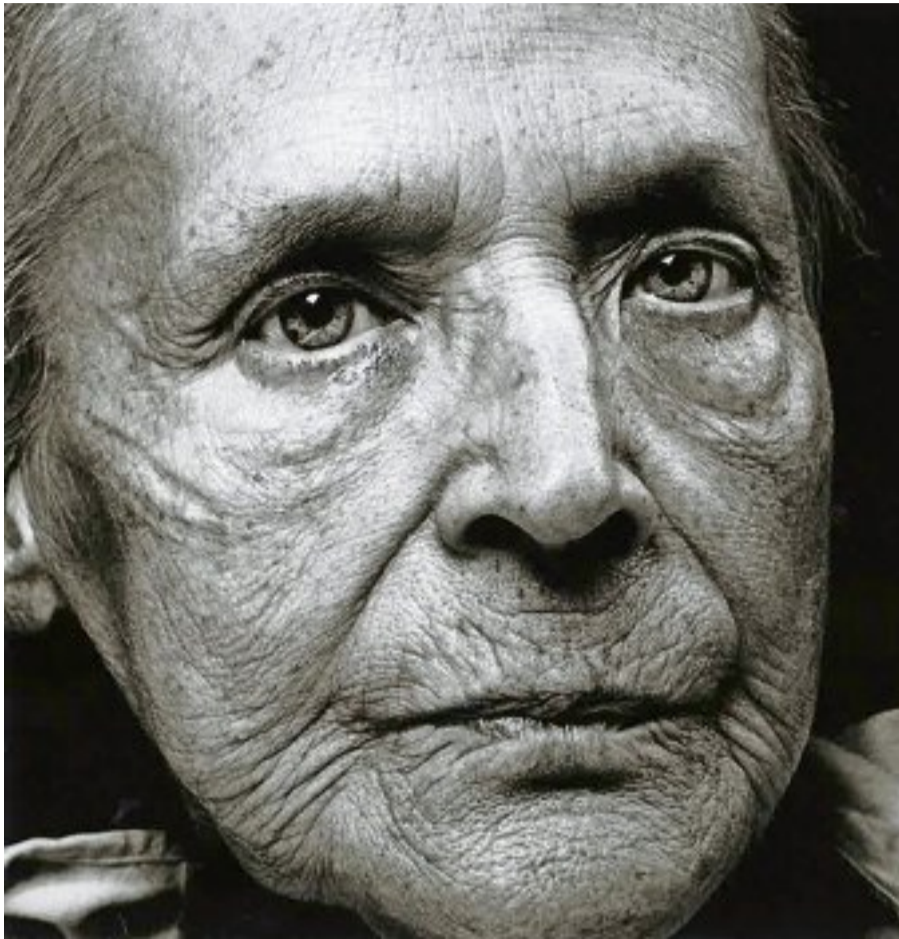
Wie viele Tote haben Sie schon gesehen? Tote, die Sie angehen, die Sie zu Lebzeiten gekannt haben, die zu Ihrem Leben gehören? Wie viele Tote berührt, nah an sich herangelassen? Wie oft beim Blick in den Spiegel im eigenen Gesicht den Schädel errahnt unter Haut und Haar? Wer sich mit dem Buch von Walter Schels und Beate Lakotta auseinandersetzt, wird – egal ob seine Erfahrungen mit Tod und Sterben klein oder gross, konkret oder theoretisch sind – an jeden dieser «Todesblicke» erinnert, wird mit Bildern von Leben und Tod beschenkt und mit einer Fülle von Geschichten oder wenigstens Momenten, die dazu gehören.

Das geht unter die Haut, das packt einen. Eine Zumutung, mag sein, doch es ist auszuhalten. Wenn wir dann beim letzten dieser 23 letzten Bilder angelangt sind, wünschten wir fast, es möge noch ein wenig weitergehen. Und wünschen möglicherweise, dass unser letztes Gesicht, das letzte Gesicht unserer Nächsten, wenn der Tod, eben erst eingetreten, noch ganz jung ist, auch einmal mit so viel würdevoller Anteilnahme festgehalten und zur Ruhe gelegt würde.

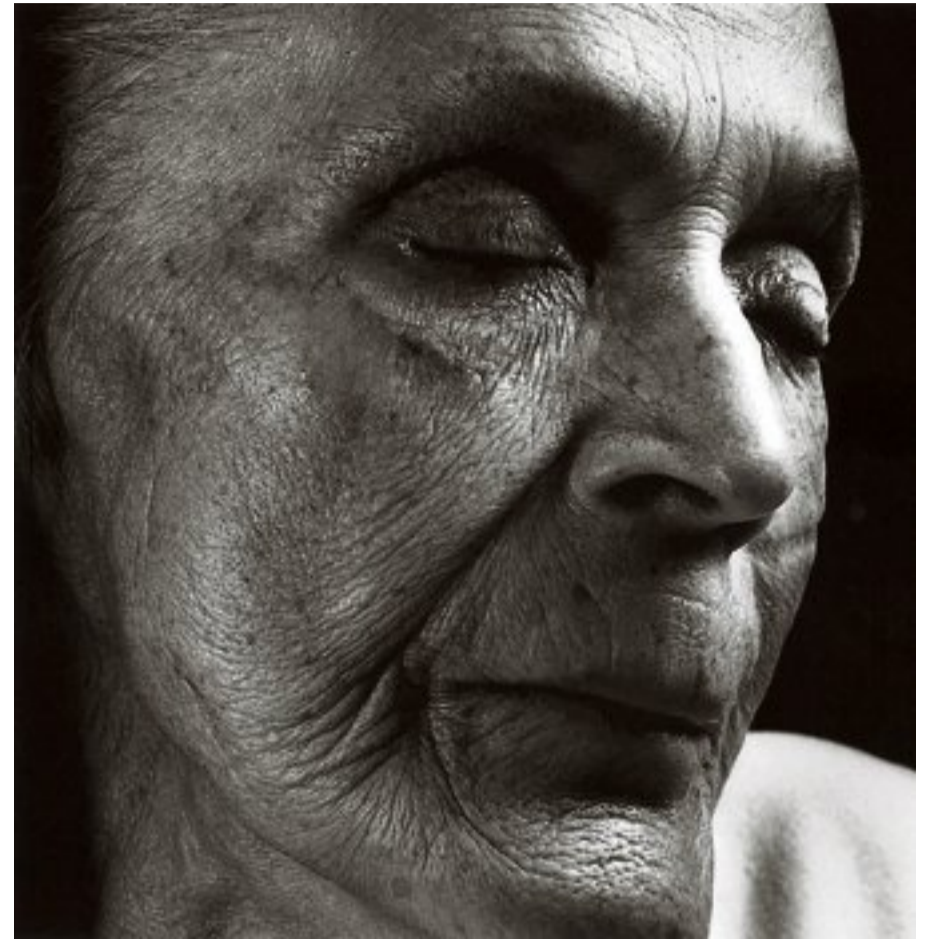
## Ein Spiegel für den anderen

Über die Ausstellung mit ihren über fünfzig metergrossen Porträts von unheilbar kranken Menschen, die auf dem ersten Bild den Tod noch vor sich, auf einem zweiten das Sterben gerade hinter sich haben, haben wir auf unseren Zürich-Seiten bereits berichtet. In der Ausstellung, die man vielleicht zusammen mit anderen Besuchern erlebt, wird man von der geradezu physischen Präsenz der Lebenden und der Toten berührt – eine starke, fordernde, gute Erfahrung. Im Buch erlebt man es anders: Die Begegnung ist dialogischer, intimer; statt ausführlicher Legenden erwarten uns ganze Lebensgeschichten, kurze und längere, und wir erfahren auch einiges über die Art, wie der Fotograf Walter Schels und die Journalistin Beate Lakotta am Leben und Sterben dieser Menschen teilgenommen haben, wie nah sie dabei sein konnten.

Im Buch sind es nicht die über-grossen Gesichtslanschaften geliebten Lebens, mit denen die Ausstellung den Betrachter konfrontiert, sondern kleine, 16 auf 16 Zentimeter messende Porträts: jedes ein im wörtlichen Sinne



«Komisch: Bei mir dauert es.» Doch nach einem halben Jahr im Hospiz, wo sie sich schnell wohlfühlte, kommt auch für die 83-jährige Klara Behrens der Tod.



© Walter Schels

fassbares Gegenüber. Und auch das: ein Gegenüber, um das man sich, um das sich der Betrachter kümmern muss. Jedes steht ganz für sich selbst, jedes steht beispielhaft für einen jeden Menschen. Lauter Schicksale, vom Ende her beziehungsweise auf ein Ende hin erzählt – jedes einzelne hält uns den Spiegel vor.

Zwei Jahre lang haben Walter Schels (\*1936) und seine Partnerin Beate Lakotta (\*1965) an ihrem Projekt gearbeitet, das in ein Buch und eine bereits an vielen Orten gezeigte Ausstellung mündete. Dabei sind sie nicht nur den Sterbenden nahe gekommen, sondern oft auch den Menschen um sie herum, den Angehörigen, nächsten Freunden, denen, die sich physisch und psychisch um sie kümmerten, wenn die auf den Tod Erkrankten nicht mehr zu Hause betreut werden konnten und in ein Hospiz (in Hamburg oder in Berlin) einziehen mussten.

Bis auf ganz wenige, die bis zuletzt nicht bereit waren oder auf ein Wunder hofften, wussten alle: Der Tod ist in greifbare Nähe gerückt, die verbleibende Zeit, eine Zeit von Rückschau und Klären, von Aussprache und Friedenschliessen, eng bemessen. Manchmal liegt zwischen dem ersten Bild und dem letzten, unmittelbar nach dem Tod entstandenen eine Frist von mehreren Wochen oder zwei, drei Monaten, manchmal nur eine Spanne von wenigen Tagen.

Der Verdienst von Schels' und Lakottas Arbeit liegt darin, ein

gern verdrängtes oder für Zeiten, wenn es unumgänglich wird, aufgespartes Thema sozusagen alltagstauglich zu machen. Natürlich ist es kein heiteres Thema, auch wenn die Lebens- und Hospizgeschichten sich durchaus spannend und «unterhaltsam» lesen. Aber wenn man sich ihm so absolut ehrlich und erfüllt von echter Anteilnahme nähert wie Beate Lakotta mit dem Wort und

Walter Schels mit der Kamera – der durch gütig-kluge Lichtregie den Toten wo nötig die Augen schliesst und den Mund –, kann man als Leser und Betrachter dabei nur lernen, viel lernen.

## Offene Fragen und Antworten

Manche der Verstorbenen sehen im Tod nicht viel anders aus als zu jüngst vergangenen Lebzeiten, anderen ist nach der Anspannung

leidenden Lebens die Milde des Loslassens ins Gesicht geschrieben. Wieder andere erscheinen in diesem speziellen Moment wenige Stunden nach dem Tod, wenn der Verstorbene dabei ist, sich langsam aus seinem Körper zu entfernen, wie das Denkmal ihrer selbst. Und wenn manchmal aus dem Gesicht des konzentriert in die Kamera schauenden Todkranken so etwas wie ein Fragen

spricht, so sagt sein Gesicht im Tod nicht selten: Ich bin die Antwort. Angelika Maass

**Beate Lakotta / Walter Schels:** Noch mal leben vor dem Tod. Wenn Menschen sterben. DVA, München, 9. Aufl. (Erstaufl. 2004), 224 S., 71 Abb., Ausstellungspreis 48 Fr. Die Ausstellung in der Zürcher Limmat Hall, Hardturmstrasse 122, dauert noch bis 18. November.

## RUHIGER STERBEN – FACHLEUTE UND FREIWILLIGE DER PALLIATIVE CARE ERZÄHLEN

### Den Tatsachen ins Auge sehen, besser früh als spät

«Reden über Sterben»: ein Sachbuch für jeden, der wach durchs Leben geht und gern mal freiwillig nachdenkt.

Klärende Gespräche können helfen. Das gilt für vieles. Besonders aber gilt es für schwierige Situationen. Und ist das Sterben, zumal wenn man es bewusst erlebt, nicht immer eine schwierige Aufgabe? Eine Zumutung, ganz wörtlich?

Reden übers Sterben ist in unserer Gesellschaft aber immer noch die Ausnahme, weiss auch Monika Obrist, Geschäftsführerin von «palliative zh+sh». Dabei kann es dazu beitragen, die Selbstbestimmtheit des Todkranken zu wahren, kann «Angst und Hilflosigkeit in Mitgefühl und Beistandschaft verwandeln» – man sollte nur früh genug damit beginnen. – Das vorliegende Buch liefert keine

Gebrauchsanweisungen für das richtige Sterben. Aber es nimmt einen ruhig und mitfühlend bei der Hand. Man kann aus ihm lernen – für sich, für andere, für die Zukunft.

Alle Beiträge sind durch Erfahrungen legitimiert. Auf die kluge Einführung von Monika Obrist folgt der Beitrag von Simon Peng-Keller, Theologieprofessor und Seelsorger. Er macht die Leser mit der Dignity Therapy vertraut, die den Sterbenden darin unterstützt, seine Würde zu wahren, ihn zur Rückschau ermuntert, die in Form eines Vermächtnisses («letzte Worte») den Zurückbleibenden übergeben werden kann.

«Ich kann meine Zeit geniessen», sagt Frau Surber, 97. Lange Jahre hat sie ihren demenzkranken Mann betreut, bevor sie ihn ins Heim bringen musste, wo er verstarb und sie nun

selbst seit kurzem lebt. Sie liebt es, wenn sie Besuch von der freiwilligen Begleiterin Daniela Caduff bekommt. Die hat gelernt: «Reden über das Sterben kann ich nur mit Menschen, die den Tatsachen ins Auge sehen können.» Und sie weiss, wie wichtig das Wort «noch» am Ende eines Lebens wird, werden kann: «noch immer», «noch einmal». Palliative Care kann auch da unterstützen.

## Unbedingt ernst nehmen

Mit Kindern, direkt oder indirekt betroffenen, über Sterben und Tod zu sprechen, ist eine besonders schwierige Aufgabe. Die Kinderärztin Eva Bergsträsser berichtet aus ihrer umfassenden Praxis, mit guten Hinweisen und Ratschlägen und der Erkenntnis: keine falsche Schonung! Denn: «Für das Kind und den Jugendlichen ist es in

der Regel am schlimmsten, sich ausgeschlossen und nicht ernst genommen zu fühlen.»

Vieles kommt im Gespräch aufs Tapet, das die Herausgeberinnen mit dem Palliativmediziner Andreas Weber führen, auch der Nutzen palliativer Begleitung, dank der viele Menschen zu Hause sterben können. Bevor es so weit ist, kann man sich natürlich auch im «Death Café» treffen, von dem Claudia Graf-Grossmann berichtet, und sozusagen institutionalisiert über letzte Dinge reden.

15 Fotoporträts (von Felix und Franziska Eidenbenz) beleben das empfehlenswerte Buch: gute, nachdenkliche Gesichter von Menschen, denen man gern begegnen würde. aa

**Elena Ibello / Anne Rüffer** (Hrsg.): Reden über Sterben. Rüffer & Rub, Zürich 2016, 152 S., ill., 19.80 Fr.

# Es geht darum, alles zu verlernen, auch die Sprache

**LITERATUR** Ihr 1948 erschie-nener Roman «Die grössere Hoffnung» zählt zu den grossen Werken der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. Heute feiert Ilse Aichinger ihren 95. Geburtstag.

Geboren wurde Ilse Aichinger mit ihrer Zwillingsschwester Helga am 1. November 1921 als Tochter einer jüdischen Ärztin und eines Lehrers in Wien. Ihre Kindheit, die durch die frühe Scheidung ihrer Eltern geprägt war, verbrachte sie in Linz. Später wuchs sie in der Obhut der Grosseltern in Wien auf und

musste mit ansehen, wie ihre Grossmutter von den Nazis am Schwedenplatz in einem Lastwagen abtransportiert wurde.

Ein Medizinstudium konnte Aichinger aufgrund der Rassen-gesetze erst nach dem Krieg be-ginnen, doch brach sie dieses bereits nach fünf Semestern ab, um ihren ersten, schon 1942 begonnenen Roman «Die grössere Hoffnung» fertigzustellen.

Das Buch, in dessen Zentrum eine Gruppe jüdischer Kinder im Wien der Nazizeit steht, fand bei seinem Erscheinen zunächst wenig Zustimmung. Der Davidstern bedeutet darin nicht die gerin-

gere Hoffnung zu leben, sondern die grössere, die Hoffnung «auf alles», Leben und Tod, Annahme des Leidens und Mut zur Angst.

## Eine Spiegelgeschichte

Ab 1950 arbeitete Aichinger in Frankfurt als Lektorin sowie an der Hochschule für Gestaltung in Ulm. 1951 nahm sie erstmals an der Jahrestagung der Gruppe 47 in Bad Dürkheim teil. 1952 erhielt sie den Preis dieser Gruppe für die «Spiegelgeschichte» – mit dem Text, der das Leben rückwärts von der Bahre bis zur Wiege erzählt, gelang ihr der literarische Durchbruch.

Ziel des Lebens, so Aichingers Botschaft darin, sei der Tag der Geburt, «an dem du schwach genug bist» – es gehe darum, alles zu verlernen, auch und besonders die Sprache. Sie näherte sich zunehmend offenen literarischen Formen an, in denen lineare, kausale Zusammenhänge zugunsten sprachlicher Assoziationen in den Hintergrund treten.

1953 heiratete Aichinger ihren Schriftstellerkollegen Günter Eich, den sie auf einer Tagung der Gruppe 47 kennen gelernt hatte. Die gemeinsame Tochter Mirjam (\*1957) wurde Bühnenbildnerin. Der Sohn Clemens Eich (\*1954),

Schriftsteller und Schauspieler, verunglückte 1998 tödlich in Wien. Die Familie lebte zunächst in verschiedenen Dörfern Bayerns, dann im österreichisch-bayrischen Grenzort Grossgmain. 1972 starb Günter Eich, 1984 übersiedelte Ilse Aichinger nach Frankfurt, seit Ende 1988 lebt sie wieder in Wien.

Zu Aichingers wichtigsten Veröffentlichungen zählen «Zu keiner Stunde – Szenen und Dialoge» (1957), «Besuch im Pfarrhaus» und «Knöpfe» (Hörspiele, 1961), «Wo ich wohne» (Erzählungen, Gedichte, Dialoge, 1963), «Eliza, Eliza» (Erzäh-

lungen, 1965), «Auckland» (Vier Hörspiele, 1969), «Schlechte Wörter» (Erzählungen, 1976), «Verschenkter Rat» (Gedichte, 1978), «Meine Sprache und ich» (Erzählungen, 1978) und «Kleist, Moos, Fasane» (Kurzprosa, 1987).

Im Jahr 2005 erschien der Band «Unglaubliche Reisen», der eine Auswahl ihrer Feuilletons, Anmerkungen und Betrachtungen versammelte. 2011 folgten in der Edition Korrespondenzen unter dem Titel «Es muss gar nichts bleiben» ein Band mit Interviews.

Wolfgang Huber-Lang, dpa